

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 73 (1979)
Heft: 9

Artikel: Die Störung vom Wegrund
Autor: Stickelberger, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-142792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Störung vom Wegrand

Und sie kamen nach Jericho. Und als er und seine Jünger und viel Volk von Jericho hinwegzogen, saß der Sohn des Timäus, Bartimäus, ein blinder Bettler, am Wege. Als er hörte, daß es Jesus der Nazarener sei, fing er an zu schreien: Sohn Davids, Jesus, erbarme dich meiner! Und es bedrohten ihn viele, er solle schweigen; er schrie jedoch noch viel mehr: Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und Jesus stand still und sagte: Rufet ihn! Und sie rufen den Blinden und sagen zu ihm: Sei getrost, steh auf; er ruft dich! Der aber warf seinen Mantel ab, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus begann und sprach zu ihm: Was willst du, daß ich dir tun soll? Der Blinde aber sagte zu ihm: Rabbuni, daß ich wieder sehen kann. Da sprach Jesus zu ihm: Geh hin; dein Glaube hat dich gerettet. Und alsbald sah er wieder und folgte ihm auf dem Wege nach. Mk 10. 46ff.

Sie haben die Stadt Jericho verlassen und sind unterwegs nach Jerusalem, Jesus und seine Jünger und ein Haufen Volk. Es sind viele Pilger dabei. Ihre Gedanken sind ernst und gesammelt. Nichts soll sie stören bei ihrer Andacht, nichts soll sie ablenken von ihrem Weg. Der Blick ist stracks nach Jerusalem gerichtet, wo sie der Tempel erwartet und die Priester und das heilige Fest, das dort gefeiert werden soll.

Aber diese ruhige und friedliche Wanderung wird unterbrochen. Eine laute und unerfreuliche Störung schreckt die Reisenden aus ihrer Andacht auf. Da hockt am Wegrand ein blinder Bettler, Bartimäus, den man offenbar in der Gegend kennt. Dieser Bettler schreit in den Pilgerzug hinein, wüst und laut, sodaß es alle hören und sich entsetzen müssen. Das paßt ja nun wirklich nicht zusammen, ihre andächtige, gesammelte Stimmung und dieser ordinäre Lärm da vom Straßenrand. Schnell eilen einige herbei, um für Ruhe und Ordnung zu sorgen: sie bedrohen den lästigen Mann, er solle sofort sein Maul halten; ob er denn nicht wisse, was Anstand sei. Hier seien nämlich Pilger unterwegs nach Jerusalem und unter ihnen Jesus. Diese Anpöbeleien ließen sie sich nicht gefallen.

Ein bißchen können wir die Empörung der Leute wohl verstehen. Wenn einer hier in der Kirche einen solchen Radau veranstalten würde,

würde uns das auch nicht gerade erfreuen, selbst wenn der Betreffende einen Grund dazu hätte. Und doch kann einem unser normales kirchliches Leben manchmal vorkommen wie jenes stille Wandern, das keine Störung duldet. Alles soll seinen geordneten, vorgeschriebenen Lauf nehmen; es wird gepredigt und unterrichtet, es wird gebetet und gesungen, es gibt Weihnachten, Karfreitag und Ostern. Es gibt wohl Störungen von außen, mehr als genug, aber die wollen wir nicht ins innere Leben der Kirche eindringen lassen. Wir ertragen es schlecht, auf unserem ruhigen Weg unterbrochen zu werden. Die Gewohnheit an den vertrauten Lauf der Dinge ist uns so in Fleisch und Blut übergegangen, daß wir gar nichts anderes denken wollen.

Zwei Beispiele mögen das erläutern. Es geschah während der Wehrvorführungen in diesem Frühling, die von Volk und Zeitungen so begeistert gefeiert wurden. Sie erinnern sich an die Feststimmung und an die vaterländischen Pilgerzüge, die da in Andacht von Panzer zu Panzer, von Flugzeug zu Flugzeug zogen. Die Angst der Veranstalter, es könnte zu ernsthaften Störungen kommen, war umsonst. Die Eintracht war überwältigend, die Störungen blieben am Rande. Eben am Rande, wie bei unserem Bettler. Da hatte sich ein Grüppchen «Frauen für den Frieden» aufgestellt und erinnerte die Vorbeiziehenden daran, daß man an diesem Tag noch an etwas anderes als an Waffen und Soldaten zu denken habe. Unaufdringlich, aber klar redeten sie vom Vorrang der Friedensarbeit. Sie taten also etwas ganz Natürliches, etwas dem Menschen und dem Evangelium Entsprechendes und Notwendiges. Aber nun hätten Sie sehen sollen, wie man über diese Frauen herfiel. Man wünschte sie zum Teufel oder nach Moskau. Ich mag es nicht im Einzelnen beschreiben, es hat mich angewidert. Und vor allem, daß es Männer waren, die sich als unfähig zum Hören und Diskutieren erwiesen, hat mir zu denken gegeben. Die Störung war unerträglich, den Frauen mußte das Maul gestopft werden. Es war eine schlimme Lektion, wie mit der Wahrheit umgegangen wird, wenn die Wahrheit einmal ihre schwache Stimme erhebt.

Und das zweite Beispiel: Flüchtlinge stören uns in diesen Tagen. Noch leben sie zusammengedrängt und in Todesgefahr auf Schiffen und an Küsten des fernen Ostens. Wie gut, daß sie noch so weit weg sind, wie gut, daß wir die Gabe der Verdrängung und des Selbstschutzes haben. Aber sie kommen auf uns zu, die Störung wird unüberhörbar. Ich weiß, wir sind nicht schuld . . . den Vietnamesen müßte man zuerst . . . die sollen doch selber . . . Aber ist es nicht selbstverständlich, daß wir uns von diesem Geschehen bewegen lassen und uns den Vorschlag eines mutigen Journalisten (A. Häsler), 10 000 Flüchtlinge in unserem Land aufzunehmen, gründlich überlegen und ihn vielleicht sogar bejahen? Sollen wir es machen wie die Leute, die von Jericho nach Jerusalem un-

terwegs sind: die Unterbrechung einfach ignorieren, die Störung einfach verdrängen? «Es bedrohten ihn viele, er solle schweigen», lesen wir. Seine Stimme soll ja nicht an das rühren, was uns peinlich ist und in das wir, schaut man nur genauer hin, selbst als Schuldige verstrickt sind.

Wie oft reagieren wir so: diese arroganten Journalisten mit ihren Uebertreibungen! Diese frechen Jugendlichen mit ihrem Atom-Lärm! Einfach weghören sollte man, einfach abstellen sollte man sie! Mag sein, daß sie arrogant und frech sind. Aber war es nicht auch der blinde Bartimäus ein wenig? Freilich, er ist ein direkt Betroffener. Aber sei es direkt oder indirekt — in der Bibel gibt es genug Hinweise, wo dieses fast unverschämte Schreien und Rufen nicht nur erlaubt, sondern durch die Gegenwart Gottes geradezu geweckt wird. Und ist es denn nicht so, daß ausgerechnet die Kirche der auserwählte und einzigartige Ort sein darf, wo solches Schreien möglich und erlaubt ist? Sie hat lange genug Menschen zum Verstummen gebracht. In der Treue zum Evangelium muß sie sich ändern. Wenn es überall in der Welt ausgeschaltet wird — hier soll es und muß es laut werden und gehört werden, auch wenn es eklig und lästig ist. Jesus selbst erweckt es. Wo er hinkommt, da wird nicht nur in Ehrfurcht geschwiegen und meditiert, sondern da dürfen sich die zum Schweigen verurteilten Stimmen erheben. Und gerade da bleibt die Kirche lebendig, wo sie sich diese Unterbrechung gefallen läßt.

Freilich, es ist der ganz konkrete Schrei des Bettlers: «Sohn Davids, Jesus, erbarme dich meiner!» Es ist das berühmte Kyrie eleison, das von hier in die Liturgie der Kirche eingegangen ist. Vergessen wir nie, woher dieses Kyrieleis kommt: nicht von zelebrierenden Kirchenmännern, nicht aus Bachs H-moll-Messe, sondern vom Straßenrand, vom peinlichen Ort! Und es hat genützt. Es war gut, daß sich Bartimäus nicht den Mund stopfen ließ, sondern nochmals, und, wie es heißt, «viel mehr» schrie. Jesus bleibt stehen und läßt ihn rufen. Und dem Wunder der Blindenheilung geht nun ein erstes, ebenso bemerkenswertes Wunder voraus, das wir leicht überlesen: das nämlich, daß das Volk, das doch nicht gestört werden will, eine radikale Wandlung vollzieht. Diese Leute lassen sich stören und unterbrechen; sie lassen sich eines anderen und besseren belehren; sie sind gar nicht die tumbe und träge Masse, die nichts merkt und nichts lernt. Sie können das, Vorurteile fallen lassen. So leicht geht das jetzt, selber hinzugehen und zum Blinden die befreienden Worte zu sagen: «Sei getrost, steh auf; er ruft dich!» Nicht etwa Jesus sagt das, nicht er geht hin, sondern die Leute, die den Bettler doch noch eben zum Schweigen bringen, die nicht hören und nicht sehen wollten, was sich da am Wegrand abspielte. Bartimäus ist blind und will sehen. Die Jünger und das Volk dagegen haben Augen und

wollen doch nicht hinsehen. Wir kennen diese Krankheit, dieses Sehen-Können und doch nicht Sehen-Wollen, die so viel Kälte, so viel Gleichgültigkeit in den menschlichen Beziehungen verursacht. Aber nicht über diese Krankheit ist jetzt zu klagen, sondern wundern sollen wir uns, daß das menschliche Herz doch nicht so vernagelt ist, wie man oft denkt. Nur dieses einzige Wort Jesu braucht es: «ruft ihn», damit die Vorbeiziehenden erwachen und den Bettler so sehen, wie er gesehen werden will: als ihren Bruder, der zu ihnen gehört.

Aber es gibt noch eine weitere Merkwürdigkeit in dieser Geschichte. Bartimäus hat in großer Aufregung seinen Mantel gewegeworfen, kommt zu Jesus und wird von diesem gefragt: «Was willst du, daß ich dir tun soll?» Was soll diese Frage? War denn das laute «erbarme dich meiner!» nicht deutlich genug? Weiß Jesus denn nicht wie alle anderen, was dieser Blinde will? Muß er ihn seinen ersten und einzigen Wunsch noch aussprechen lassen: «Rabbuni, daß ich wieder sehen kann!»? Ja, liebe Gemeinde, dieser kurze Wortwechsel muß stattfinden, damit auch das Allereinfachste und Allernotwendigste ausgesprochen werden kann. Wie oft haben wir Mühe, das zu sagen, was uns wirklich fehlt, weil keiner da ist, der uns ins Gesicht hinein und ganz direkt fragt: Wo fehlt's? Was brauchst du? Und wie oft reden wir um die Sache herum, die uns drückt, die doch heraus müßte. Wir winden und quälen uns und reden von hundert Nebensachen, weil wir uns genieren oder weil wir Angst haben vor der Hauptsache und keiner uns diese Angst nimmt. — Wie oft geschieht aber auch das Umgekehrte: daß wir wohl einen Hilferuf hören, daß wir aber, bevor wir hingehört oder hingesehen haben, schon zu wissen meinen, wo es fehlt. Wir verfügen dann als Besserwisser über die, die uns rufen und etwas von uns möchten — was ja nur eine andere Art ist, sie zum Verstummen zu bringen. Jesus gibt aber dem Bettler die Freiheit, zu sagen, was er will und bedarf, und so kommt das Einfachste und Notwendigste an den Tag.

«Geh hin; dein Glaube hat dich gerettet. Und alsbald sah er wieder und folgte ihm auf dem Wege nach.» So endet diese kleine Episode, die ja geradezu geschrieben ist, um uns die Augen zu öffnen. Und es ist nur noch beizufügen, daß der Weg weiter führt, hinauf nach Jerusalem zum Fest der Juden und schließlich zum eigentlichen Ziel, dem Kreuz auf Golgatha. Dort geschieht nochmals eine Störung. Und dort wurde einigen klar, daß der eigentliche Störer Jesus selbst ist. In seinem Schrei am Kreuz sind alle zusammengefaßt, die am Wegrand schreien. Man wollte ihn zum Verstummen bringen, und es kommt einem manchmal vor, als wolle die Kirche noch heute seinen Schrei nicht hören. Aber er redet. Und nur deswegen versammeln wir uns hier, um ihn zu hören, ihn und seine Brüder.

(Predigt vom 8. Juli 1979 in Volketswil)